

V&R Academic

Armin Paul Frank

Auch eine kopernikanische Wende?

Übersetzungsbegriffe französisch, englisch, deutsch
– 1740er bis 1830er Jahre

Mit einem Beitrag zu Giacomo Leopardi von Harald Kittel

V&R unipress



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0307-3

ISBN 978-3-8470-0307-6 (E-Book)

© 2015, V&R unipress in Göttingen / www.vr-unipress.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort · Preface · Avant-propos	9
1 Einleitung	27
1 Fokus	27
2 Zur Methode	31
3 Auswahlkriterien	34
4 Forschungsstand	36
5 Zur Begrifflichkeit	37
6 Die Zergliederung des Allgemeinen und andere Neuerungen	44
7 Überlieferung und Erneuerung um die Jahrhundertmitte	49
8 Exkurs: Die französisch-britisch-deutsche Triade	51

Nationale Traditionen

2 Frankreich	57
1 Tradition und Innovation zur Jahrhundertmitte: Batteux und Prévost	57
2 Die Gabelung der Übersetzungsstudien in der <i>Encyclopédie</i> : Beauzée und Marmontel	73
3 Goût de terroir, génie, mœurs: Die Zergliederung des Übersetzungsbegriffs	79
4 Übersetzungsbegriffe an der Wende zum 19. Jahrhundert	100
3 Das Vereinigte Königreich	113
1 Das Poetische an der Übersetzungspoetik	114
2 Die Regeln der übersetzerischen Mimesis: Dryden	118
3 Der wechselhafte Werdegang des Genies im 18. Jahrhundert	123
4 Andere Poetiken der Antikenübersetzung	137
5 Retrospektive: Tytler	150

6	Das frühe 19. Jahrhundert: Fortführen, Abweichen, Importieren . . .	154
4	Die deutschsprachigen Länder	167
1	Klassisch-klassizistische Begriffe: Anlehnung an Frankreich oder das Vereinigte Königreich	168
2	Neues Licht für die Aufklärung: Antirationalistisches aus Zürich . .	178
3	Auf dem Weg zur Wasserscheide	181
4	Der Wegbereiter: Herder	194
5	Übersetzungspoetik in Briefen: Klopstock und Voß	203
6	Poetisches Übersetzen als unendliche Annäherung: A. W. Schlegel .	215
7	Transzendente Hermeneutik und Übersetzungsutopie: Schleiermacher	223
8	Übersetzungsbegriffe im näheren Umfeld Schleiermachers	247
9	Erste Leitlinien der Übersetzungsgeschichtsschreibung	258
10	Ein Blick nach vorn	264

Internationale Perspektiven

5	Fazit: Die Wende	273
1	Prämissen	273
2	Gedanke und Ausdruck	273
3	Zergliederung des Supranationalismus alias Universalismus und seine Historisierung	281
4	Génie, Genius, Geist: Strukturierung der Innerlichkeit	287
5	Abbau des Begriffs vom eleganten französischen Übersetzen	295
6	Treue und Schönheit	297
7	Rationalistische und empiristische Übersetzungsbegriffe als Alternative	313
8	Wendepunkte	315
6	Vergleichende Wahrnehmung: Giacomo Leopardi zu Italienisch, Deutsch und Französisch als Übersetzungssprachen (Harald Kittel) . .	323
1	Rezeption sprachlicher Äußerung als subjektiver Vorgang	324
2	Leopardis Übersetzungsideal	325
3	Der Charakter der italienischen Sprache (im Vergleich zu der französischen und der deutschen)	328
4	Nationale Übersetzungskonventionen: Deutsch als Übersetzungssprache und die Übersetzungspraxis deutscher Autoren	329
5	Französisch als Inbegriff der »modernen Sprache«	333

7 Chronologie 343

8 Literaturverzeichnis 345

9 Personenregister 359

Vorwort · Preface · Avant-propos

Die historische Wahrheit [...] ist das, was ich aufgrund möglichst adäquater hermeneutischer Interpretation eines (vergangenen oder gegenwärtigen) philosophischen Textes als das von dem historischen Philosophen Ausgesagte bzw. Gemeinte feststelle – ohne Rücksicht darauf, ob ich persönlich es für systematisch wahr halte oder nicht.

Nach diesem Maßstabe kann das, was der historische Philosoph sagt, niemals falsch sein – ich kann nur falsch wissen oder interpretieren.
(Helmut Seiffert)

Es gilt als gesichert, daß um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ein tiefgreifender, ein epochaler Wandel auf dem Gebiet der literarischen Übersetzung eingetreten ist. Diese entscheidende Zeitspanne zwischen Alexander Fraser Tytler und Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher ist Teil der grundlegenden Reorientierung des Geisteslebens, insbesondere auf dem Gebiet der Philosophie, Geschichtsschreibung, Philologie, Poetik und Linguistik. Sie ist auch in der Theologie, in der Naturphilosophie – die sich mit der Naturtheologie überschneidet – und in der Dichtung deutlich spürbar. Die Poetik und die Wissenschaften zeigen eine überraschende Ähnlichkeit: Das Interesse an der Unwandelbarkeit allgemeingültiger Wahrheiten ging in dem Maße zurück, in dem die Idee des Prozesses, des immerwährenden Wandels in den Mittelpunkt der geistigen Aufmerksamkeit trat. Die Überlegung, ob der umstürzende Wandel auf dem Gebiet der Übersetzungspoetik als eine kopernikanische Wende gelten kann, erinnert daran, daß Immanuel Kants epochemachende Leistung, die althergebrachte Seinsphilosophie durch eine Bewußtseinsphilosophie zu erweitern wenn nicht gar zu ersetzen, unter diesem Kennwort diskutiert worden ist. Deutsche philosophisch gebildete Kritiker und Übersetzer wie August Wilhelm Schlegel und sein jüngerer Bruder Friedrich haben sich oft an Kant angelehnt, wenn sie ihre Poetiken und Übersetzungspoetiken entwarfen. Die Beachtung, die sie im Ausland fanden, diente somit auch der Verbreitung von Kants Ideen.

In der vorliegenden Studie bezeichnet »Übersetzungsbegriff«, gelegentlich auch »Übersetzungskonzeption«, ein Spektrum von Denkmöglichkeiten, das sich von flüchtigen Bemerkungen und kurzen Aussagen (»Übersetzungsauffassungen«) bis hin zu sorgfältig durchdachten Darstellungen (»Übersetzungspoetiken«) erstreckt. Die Übersetzungskunst aus der Sicht einer Poetik zu verstehen heißt – darin stimme ich mit Willis Barnstone überein –, einen hohen Anspruch zu erheben. Mit seiner *Poetics of Translation* (1993) wollte er ein helleres Licht auf Übersetzung als Kunst werfen. Die Idee einer Übersetzungspoetik anstatt einer Übersetzungstheorie bietet verschiedene Vorteile. Besonders wichtig ist, daß sich auf diese Weise ein begrifflicher Raum öffnet, der speziell für das Studium literarischer Übersetzungen geeignet ist. Als Literatur

gelten hier mit Schleiermacher Texte, die nicht einen Sachverhalt darlegen, sondern Werke, die von Gedanken oder der Phantasie oder beidem so beherrscht werden, daß ihr Sinn nur mit den Wörtern zugleich da ist oder erst von ihnen erzeugt wird. Eine so verstandene Poetik kann leichter jene Fehlgriffe vermeiden, die entstehen, wenn die ganz andersartigen Anforderungen an Sach- und Fachtextübersetzungen – Barnstone bezog sich in diesem Zusammenhang auf die standardisierte Informationsvermittlung zwischen Sprachen, also auf das übersetzende Aufzeichnen wissenschaftlicher oder kommerzieller Dokumente – auch für literarische Werke gelten sollen.

Bedeutungsvoll ist es auch, daß die Übersetzungspoetik an die übliche Poetik für originale, unübersetzte Dichtung heranrückt. Dadurch werden wichtige literaturbezogene Ideen hervorgehoben, auf welche die sprachwissenschaftliche Übersetzungstheorie kaum oder gar nicht achtet. So gesehen haben die literarische Übersetzung und ihre Poetik zum Beispiel Teil an dem Ausklingen der klassischen und klassizistischen Poetik, die für sich beansprucht hatte, jederzeit und überall zu gelten. Die Poetik diente früher der Ausbildung hoffnungsvoller Dichter und angehender Übersetzer. Die »vorkopernikanische« regelsetzende Übersetzungspoetik konnte wie die Poetik originaler Dichtung im Berichtszeitraum auf eine etwa zweitausendjährige Geschichte zurückblicken. Sie blieb Teil des Schulunterrichts und findet auch heute noch ihren Platz in manch einem Seminarraum.

Mit Hilfe der Philosophie und zum Teil auch der Theologie führten die neue Poetik und Übersetzungspoetik drei wichtige Neuerungen ein. An die Stelle des Universalismus trat im Grundsatz eine Poetik, deren Kriterien auf den Kantischen Anschauungsformen Zeit und Raum sowie den Anlagen des jeweiligen Volkes beruhen. Daraus folgte zum einen, daß in der Poetik das »Nationalgenie« den »Menschengeist« veraltet erscheinen ließ. Zum andern führte das Interesse an zeitlichen Belangen und an der Kategorie des Wandels zur Entstehung der Literatur- und der Übersetzungsgeschichte.

Seit der Antike galt auch die Wirklichkeit als im Grunde genommen überall gleich, ebenso das Verstehen und Denken. Wiewohl die Sprachen verschieden geschnitten sind, eignen sie sich, so war man überzeugt, gleichermaßen dafür, das gemeinsame Allgemeine auszudrücken. Dies traf damals auf die mediterranen Nachbarländer Griechenland und Rom voll und ganz zu. Unternehmungen wie Alexanders Feldzug zur Errichtung eines östlichen Imperiums, das auch Indien einbeziehen sollte, und die Entstehung und Ausbreitung des römischen Weltreichs änderten daran wenig. Es bestand kein wirkliches Interesse daran, die fernen skythischen Stämme oder jene Wilden zu verstehen, die man sich mit dem Hadrianswall im Norden der abgelegenen britischen Inseln vom Leibe zu halten versuchte. Als Barbaren waren sie zu unterwerfen, und wenn dies nicht gelang, mit Grenzbefestigungen sicher auszuschließen. Lediglich die Germanen

jenseits des Limes wurden einmal von Tacitus als die edlen Wilden des Altertums dem dekadenten Rom als Vorbild an Tugendhaftigkeit vorgehalten. Die Militärstützpunkte und Handelskolonien der Neuzeit kannten für die Eingeborenen auch wieder nur die Rolle von Menschen zweiter Klasse – Boys, nicht Männer. In den Siedlungskolonien konnte man immerhin nicht vermeiden, sich auf das fremde Klima und die Völkerschaften einzustellen, deren Lebensraum man eingeschränkt oder ihnen ganz genommen hatte. Für Missionare jedoch war es geradezu lebensnotwendig, die Urbevölkerung zu verstehen. Sie waren die »Do-it-yourself«-Ethnologen und vergleichenden Sprachwissenschaftler ihrer Zeit. Geographie, Ethnologie und Sprachen im großen Stil gehörten später zu den Aufgaben der wissenschaftlichen Entdecker.

Im 18. Jahrhundert war schließlich die Zeit gekommen, zu erkennen und anzuerkennen, daß der Boden, das Klima, die Pflanzen- und Tierwelt und, ja, auch die Menschen überall auf der Welt verschieden sind. Es ist zwar richtig, daß zwei große und grobe Kategorien geschaffen wurden: Kulturvölker und Naturvölker. Gleichwohl war es nun offensichtlich, daß die Menschheit erdweit nicht ein und dieselbe ist. Sie besteht aus Gemeinschaften oder Gesellschaften, die sich je nach Zeit, Raum und Anlagen voneinander unterscheiden. Eine Summe also aus Äpfeln, Birnen, Bananen und Kiwis? Nein: ein aus Unterschiedlichem bestehendes, strukturiertes Ganzes.

Jeder dieser Gemeinschaften wurde ein »génie de la nation«, ein »genius of a nation«, ein »Volksgeist« zuerkannt. So konnte ein Volk in kultureller Hinsicht als eine handelnde Person auftreten, die an ihrem sprachlichen, literarischen und geistig-moralischen Schicksal arbeitet.

Die Idee eines Nationalgenies konnte allerdings nur allzu leicht auf das Nationalistische zusammenschnurren, auf einen beschränkten, überheblichen und streitsüchtigen Nationalismus. Die Ausarbeitung der Nationalidee, die Johann Gottfried Herder in den 1780er Jahren vornahm, ging jedoch in eine ganz andere Richtung. Er zeigte, daß es möglich war, die Nation als ein eigenständiges Individuum und gleichzeitig und genau so wesentlich als ein Glied internationaler Vernetzungen zu denken. Diese Verknüpfungen, so Herder, sind nicht zufälliger Art. Sie beruhen auf einer Einschätzung der jeweiligen geographischen Lage, des historischen Entwicklungsstandes und der Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit der beteiligten Nationen. Daraus ergibt sich der Begriff einer Weltliteratur, die erheblich reicher ist als die überkommene Idee einer weltweiten Homogenität *in litteris*. Es ist der Begriff einer sich entfaltenden Vielheit, vielleicht gar einer Heterogenität. Wenn Internationalität eine Frage von Einheitlichkeit und Unterschiedlichkeit ist, so stand das klassisch-klassizistische Ideal für die Durchsetzung des Einheitlichen. Herder hingegen sprach sich für die Entwicklung und Pflege des Unterschiedlichen aus. Dies sollte nicht nach dem Zufallsprinzip geschehen, sondern dasjenige so gut wie möglich berücksichtigen, was

eine Nation auf jenem Weg entwickeln und leisten kann, der durch die Flaggen der anderen Nationen abgesteckt ist. Aber auch sie bleiben nicht ein für alle mal auf demselben Fleck.

In diesem Denk- und Handlungszusammenhang entstand eine Neuerung, die für das Studium der Literaturen in der Tat eine neue Dimension erschloß. Insoweit die überlieferte Poetik Regeln für das Dichten und Übersetzen festlegte, ist sie präskriptiv und produktionsorientiert. Sie wandte sich an Dichter und Übersetzer, ließ aber auch Kriterien für die Kunst des Lesens erkennen. Insoweit sich die neue Poetik zu einem großen Teil an Leser wandte, ist sie zuallererst rückblickend und deskriptiv, letzteres einfach im Sinne eines Gegensatzes zur alten präskriptiven Orientierung. Auf diese Weise trug sie wesentlich zur Entstehung der Literaturgeschichtsschreibung als der Darstellung des Wandels auf dem Gebiet der Phantasie, des Fühlens und Schreibens bei. Wohl trifft es zu, daß die Grundannahme der einlinigen progressiven Literaturgeschichtsschreibung, wonach Neuerungen das Alte wertlos machen, im 20. Jahrhundert ihre Überzeugungskraft verloren hat. Im Berichtszeitraum freilich war sie den althergebrachten Chroniken deutlich überlegen, in denen sich kaum mehr als Daten, Fakten und Erläuterungen finden läßt.

In der vorliegenden Studie gelten literarischer und poetologischer Wandel als das Eröffnen einschlägiger neuer Möglichkeiten. Sie entwerten allerdings nicht das Vorhergegangene. Einem Historiker, der dies behaupten sollte, würde ich entgegenhalten: Poetiken, die als Schrift, Druck oder Schallaufzeichnung vorliegen und als veraltet gelten, stürzen nicht in ein schwarzes Loch. Sie befinden sich im Vorratshaus der Geschichte und können jetzt und jederzeit zurückgerufen werden, solange es noch eine einzige Kopie gibt. Eine solche Wiederentdeckung ist dann sinnvoll, wenn es bei der Rückschau gelingt, jene Argumente zu widerlegen, die ursprünglich zu ihrer Ablehnung geführt haben.

Die Grundorientierung der neuen Poetik entspricht zwei philosophischen Initiativen um die Mitte und gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Zunächst erfand Alexander Gottlieb Baumgarten die Ästhetik als Erlebnis- und Argumentationsweise. Daß heißt nicht, daß die Philosophie zuvor die Schönheit übersehen oder gering geachtet hätte. Einige Philosophen taten dies freilich schon. Andere befaßten sich ganz selbstverständlich mit der Schönheit als Gegenstand der Philosophie. Und das hieß damals: auf der Ebene des Grundsätzlichen und Allgemeinen, wie es den höheren Geisteskräften, also dem Denkvermögen entsprach und in der Regel als Logik ausgearbeitet wurde. Baumgarten hingegen bezog sich auf die niederen geistigen Kräfte und entwarf eine Philosophie nicht des Allgemeinen und Abstrakten, sondern des Besonderen und Konkreten. Als so etwas wie eine Philosophie der Sinneseindrücke und ihrer Darlegung ist sein Projekt eine philosophische Parallele zu der Wiederentdeckung der Dichtung als einer Kunst der gestalteten Sinneseindrücke und erlebten Gefühle sowie des

poetischen Enthusiasmus. Dies galt damals vor allem für die Hebräische Bibel, deren Poetik Robert Lowth zeitnah entwickelte. Während einer Zeit intensivster poetischer Tätigkeit von William Wordsworth bis mindestens John Keats und Percy Bysshe Shelley war Dichtung »the true voice of feeling«.

Freilich hat Baumgarten außerhalb der Fachphilosophie wenig Anklang gefunden. Kant war einer der ersten, der ihn schätzte. Einige der Werke Baumgartens standen auf der Leseliste für seine Studenten, und er knüpfte in seinen Werken gelegentlich an seinen Vorgänger an. So übernahm er die Bezeichnung eines seiner Schlüsselbegriffe von seinem Vorläufer, das »Ding an sich«. Sein wohl wichtigster Beitrag zur Philosophie, der auf verschiedenen Gebieten, darunter Poetik und Sprachtheorie, aufgegriffen wurde, ist die transzendente Erkenntnislehre. Sie besagt im Kern, daß wir eben dieses »Ding an sich« nicht erkennen und verstehen können, sondern nur das »Ding für uns«, weil wir Anschauungs- und Denkformen in den Erkenntnisakt hineintragen. Auf diese Weise übersteigt der Gegenstand als solcher das menschliche Erkenntnisvermögen. Er transzendiert es. In diesem Sinne ist er transzental, was aber mit Transzendenz nichts zu tun hat. Im 20. Jahrhundert, so könnte man argumentieren, ist Werner Heisenbergs Unbestimmtheitsprinzip eine Entsprechung in der Physik. Demgemäß sind wissenschaftliche Erkenntnisse von der jeweiligen Versuchseinrichtung mitbestimmt.

Ähnliches gilt für Sprachen und fürs Sprechen. Um eine Anleihe bei Schleiermacher aufzunehmen: Er setzte als gesichert voraus, daß nicht nur unser Denken, sondern auch unsere Existenz als denkende Wesen durch unsere Muttersprache entsteht. Wir können nur das denken und sprechen, was unsere Muttersprache zuläßt. Alles andere ist in einem sprachlichen Sinne transzental. Freilich räumte er das Offensichtliche ein, daß nämlich Sprecher ihre Sprache ändern können. So galt Sprachbildung immer wieder als eine der Übersetzungsleistungen. Es liegt ja auf der Hand: Beim literarischen Übersetzen steht man immer wieder vor der Notwendigkeit, Äquivalente für die Art der Erzeugung von Bedeutung, das Aufrufen von Bildern und das Lenken von Gefühlen zu finden, die für die Sprache des Originals, aber nicht diejenige des Übersetzers charakteristisch sind. Es gibt »Dinge für diese Sprache« und »Dinge für jene« sowie für ein jedes Sprachenpaar verschieden große und verschieden strukturierte Schnittmengen.

Beim Stand der Übersetzungsforschung liegt es nahe, den Wandel, wie er sich auf dem Gebiet der Übersetzungskonzeptionen zwischen den 1740er und 1830er Jahren in Frankreich, dem Vereinigten Königreich und in den deutschen Ländern vollzogen hat, zunächst in den nationalen Kontexten und dann erst vergleichend auszuarbeiten. Denn vor allem dort entstanden die für diesen Wandel wichtigsten Schriften, ob sie nun die Übersetzerpraxis rechtfertigen oder dasjenige bestimmen sollten, was eine Übersetzung richtig und schön macht. Auch

gilt, daß eine Fülle von Studien zu den einzelnen Nationaltraditionen sowohl für den Berichtszeitraum als auch über größere Zeitspannen vorliegt. Aber nur ganz wenige riskierten einmal ein Auge für das, was im Ausland vorgeht. Jeder einzelnen Arbeit verdanke ich Anregungen. Auch diese Arbeit bewegt sich zunächst im jeweiligen nationalen Rahmen, freilich in derselben Erkenntnisperspektive. So können sich aus dem Nationalen internationale Ähnlichkeiten ergeben und mögliche Vernetzungen aufscheinen. Damit entstehen die Grundlagen für den internationalen Teil der vorliegenden Studie.

Im Sinne einer Außenperspektive auf Italienisch, Deutsch und Französisch als Übersetzungssprachen ist ein ergänzender Beitrag von Harald Kittel zu Giacomo Leopardis vergleichender Wahrnehmung von deren Verhältnis zueinander in den internationalen Teil dieser Untersuchung aufgenommen worden.

Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen kommen auf dreierlei Weise zustande: unabhängig voneinander, durch direkte Übernahme oder indirekt mit Hilfe von Vermittlern, also insbesondere von Rezensenten, anderen literarischen Journalisten oder privaten Korrespondenten. Die mir vorliegenden Dokumente lassen kaum mehr erkennen, als daß es Gemeinsamkeiten gibt. Nur in ganz seltenen Fällen war es möglich, eine Übernahme plausibel zu begründen. Hier bedarf es noch umfangreicher Grundlagenarbeit in Zeitschriften und Archiven, bevor es möglich ist, eine integrierte, die Leistungen der Autoren erkennende und anerkennende Geschichte der Übersetzungsbegriffe auch nur während des Berichtszeitraums auszuarbeiten. Vielleicht trägt die vorliegende Arbeit dazu bei, nicht bei Null anfangen zu müssen.

Die Dokumente, auf denen diese Studie aufbaut, habe ich aus den vorliegenden Sammlungen und Studien ausgewählt. Nur gelegentlich bin ich über das hinausgegangen, was meine Vorläufer als mitteilungs- und untersuchungswürdig angesehen haben. Eine erste, englische Fassung erschien vor zehn Jahren unter dem Titel »Main concepts of translating: Transformations during the Enlightenment and Romantic periods in France, Great Britain and the German countries« im zweiten Teilband des *Handbuchs für Internationale Übersetzungsforschung*. Ich fühle mich dem Berliner deGruyter-Verlag zu großem Dank verpflichtet, daß er die Veröffentlichung dieser verbesserten, erweiterten und auf Stand gebrachten Fassung gestattet hat. Ich bin realistisch genug, nicht zu erwarten, daß sie makellos ist. Der Göttinger V&R unipress danke ich sehr für die vorbildliche Betreuung dieses Vorhabens. Mein herzlichster Dank gilt MPBE, wie immer. Zu sachdienlichen Mitteilungen unter mapfrank@t-online.de lade ich ausdrücklich ein.

Zum Schluß möchte ich auf einige Stilgewohnheiten hinweisen. Die Darstellung historischer Handlungen und Ereignisse – von allem, was sich zu einer bestimmten Zeit am jeweiligen Ort abgespielt hat – steht in einer der Vergangenheitsformen. Die Gegenwartsform dient der Angabe von werkimmanenten

Gegebenheiten und von zeitenübergreifenden Sachverhalten. In Übereinstimmung mit einer Leitlinie des Verlags verzichte ich aus Gründen der besseren Lesbarkeit auf die gleichzeitige Verwendung weiblicher und männlicher Sprachformen. Sämtliche allgemeinen Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht. Ich habe es nicht immer vermieden, Werke als Metonymien für Autoren zu verwenden. Für die paraphrasierende Wiedergabe von Textteilen verwende ich drei Sprachformen: Einschub des Autorennamens, Umformung in den Konjunktiv und Beibehaltung des Indikativs. Letzteres geschieht unter anderem, aber nicht immer, wenn der Bezugstext am Anfang eines Absatzes oder größeren Abschnitts angegeben worden ist. Da im 18. Jahrhundert allenthalben die Schreibweisen noch stark variieren, verzichte ich darauf, die Zitate mit dem Salz und Pfeffer von [!] und [sic] zu überschütten. Die unterschiedliche Interpunktion in den drei Sprachen habe ich vereinheitlicht, wobei ich auch das Druckbild berücksichtigt habe. Zitatbelege stehen – oft kumuliert – am Ende eines Kapitels. Weiterführende Angaben finden sich kaum in den Anmerkungen. Was unnötig ist, braucht nicht gesagt zu werden. Was wesentlich ist, sollte im Text stehen und nicht darunter oder dahinter.

*

* *

Historical truth [...] is that which I, after a thorough hermeneutical interpretation of a given historical text (past or present) have come to see as the historical philosopher's meaning and message – without regard to whether I personally consider it to be systematically true or not. By this criterion, what the historical philosopher has said can never be false – it is I who may be in error in my understanding or in my interpretation.
(Helmut Seiffert)

It is an established fact that the outlook on literary translation changed radically at the turn of the eighteenth to the nineteenth century. The crucial decades between Alexander Fraser Tytler and Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher are part and parcel of the fundamental reorientation in the humanities, notably in philosophy, historiography, philology, hermeneutics, poetics and linguistics that took place in those years. It also made itself felt in theology, in natural philosophy (which overlaps here with natural theology), and in poetry. There is a surprising coincidence in poetics and science. In both, the interest in the stability of perpetual verities faded as the idea of process, of constant change, became the new focus of intellectual endeavor. To consider the possibility that the transformation which translation poetics underwent, can be regarded as a Copernican turn is to remember that Immanuel Kant's epoch-making achievement of

complementing if not replacing the traditionary philosophy of being by a philosophy of consciousness has famously been discussed under this head. In the German countries, philosopher-critics and translators such as August Wilhelm Schlegel and his younger brother Friedrich often relied on Kant when they devised their poetics and translation poetics. Their reception abroad thus helped to introduce Kant's ideas into the philosophical and poetological discourse elsewhere.

In this study, the term »Übersetzungsbegriff«, occasionally »Übersetzungskonzeption«, designates a spectrum of conceptual possibilities ranging from random remarks and brief statements (»Übersetzungsauffassungen«) to carefully argued expositions (»Übersetzungspoetiken«). To approach the art of translating in terms of translation poetics makes a strong claim, which I share with Willis Barnstone. Introducing his *Poetics of Translation* (1993), he explained that he sought to »brighten the focus on translation as art«. The idea of translation poetics rather than translation theory indeed offers a number of advantages. High among them is the capability of this terminological choice to open up a specific conceptual space for the study of literary translation. In this respect, I adopt Schleiermacher's definition of literature. He excluded texts that convey information about tangible matter. Literature, he argued, consists of works that are governed by thought or imagination. The experience which they convey, the sense that they make, is present only when the words are read, spoken, or exactly remembered. Indeed, their sense is often produced by the very words. This distinction makes it possible to avoid interference by the different requirements of what Barnstone called »routine information transfer, such as the interlingual recording of scientific or business documents«.

The term »translation poetics« is helpful also because it suggests a link with »general« poetics. It focuses on matters of importance which linguists do not normally attend to or which linguistic theory of translation is not designed to identify. Seen from this perspective, literary translation and its poetics play a part in the historical fading out of classical and neo-classical poetics, which was considered valid everywhere and at all times. Poetics had originally been set up for the instruction of aspiring poets and, for that matter, translators, too. The »pre-Copernican« rule-bound translation poetics had been in effect for some two thousand years, as had general poetics. It retained its sway in the classroom, and still does in many a contemporary one.

With the help of philosophy and, to some extent, theology, the new poetics and translation poetics ushered in three major innovations. Basically, the claim of universality was replaced by a poetics governed by the Kantian forms of perception, space and time, and the abilities of a given nation. It follows that the idea of the »genius of a nation« made that of the »mind of mankind« look out of

date in poetics, just as the interest in temporal matters and the idea of change gave rise to literary and translation historiography.

In classical terms, reality is the same everywhere and at all times. So is thought and thinking for all humankind. Languages differ but are capable of communicating these shared generalities. This view made sense for Greece and Rome, Mediterranean neighbors. Exploits such as Alexander's military bid for an Eastern Empire, which was to include India, and the establishment of the Roman Empire did not change matters all that much. There was no real interest in understanding the tribes of distant Scythia or the wild men kept at bay by Hadrian's Wall in the North of the remote British Isles. Savages and barbarians all, they were to be conquered, and if this proved impossible, to be fenced out or killed off. On one occasion, Tacitus, describing the Germanic tribes as the noble savages of antiquity, held them up as models of probity for decadent Rome. The military and trade colonies of modern times again cast the indigenes in the part of second-class humans: boys, not men. In settler colonies, it was, at least, necessary to take the specifics of »foreign climes« into account. An understanding of the indigenes was essential to missionaries, who were the do-it-yourself ethnologists and comparative linguists of their times. Geography, ethnology, and languages on a large scale became the field of scientific explorers.

The point of this sketch is to suggest that the eighteenth century was the time when the diversity of soil, climate, botany, zoology, and, indeed, humankind, *terra-wide*, was finally a recognized fact. Humankind, it is true, was split into »civilized nations« and »savage tribes« – »Kulturvölker« and »Naturvölker« in German. Even so, it was more than evident that it was no longer possible to conceive of humankind as the same the wide world over. It was, rather, the sum of consociations that differed according to their places on the map, states of development, and endowments. A sum of apples, pears, bananas and kiwis? No, a structured total of differences.

These consociations went under such headings as »génie de la nation«, »genius of a nation«, and »Volksgeist«. Under a cultural perspective, nations came to be regarded as agents, each acting out its lingual, literary, and mental-moral-spiritual fate.

The idea of the »genius of a nation« could easily collapse into a narrow, arrogant, and quarrelsome nationalism. The opposite, most productive use of the idea was made by Johann Gottfried Herder in the 1780s. He showed that it was possible to conceive of nations both in their own right and, just as essentially, as linked in international networks. These links, Herder argued, are not haphazard. They depend on the awareness of the geographical place, historical state, and genius of the nations thus correlated. The resulting idea of world literature is much richer than the traditionary belief in world-wide homogeneity. It is the idea of unfolding plurality, if not heterogeneity. If internationality is a question

of uniformity and diversity, the classical and neo-classical ideal was to achieve the former. In turn, the great objective of Herder was to recommend and promote diversity, not in a happy-go-lucky way but in the fullest possible awareness of what a nation can achieve when actualizing its potential in a variable course staked out by the flags of other nations, which do not stay put either.

The emphasis on the historical situation of a nation's development and its contribution to world literature indeed helped to open up a perspective of great moment for literary studies. Insofar as traditional poetics laid down rules for the making of poems and translations, it is prescriptive and productive. It mainly addressed poets and translators, though it also provided criteria for the art of reading. Insofar as the new poetics is a poetics for readers, which also offered advice to writers, it is, first and foremost, retrospective and descriptive. The term »descriptive« does not lay claim to a philosophy of investigation but simply marks off what separates it from the concern with prescription that characterizes the earlier approach. In this way, it contributed significantly to the rise of literary history as a delineation of the changes that took place in imagination, thought, and writing. It is true that the main implication of unilinear progressive literary history, namely the assumption that innovations interdict the old ways, has been discredited in the twentieth century. Yet at the time under study, it was superior to the traditional chronicle, which compiled dates, facts, and explanations.

In the present study, literary and poetological change is regarded as the opening up of pertinent new possibilities. They do not, however, invalidate what has gone before. To the historian who should make such a claim, I would answer that poetological concepts and modes of argumentation recorded in written, printed, or sonic documents, when they have gone out of use, are not sucked in by a black hole. They become part of the »storehouse of the past«, from which they can be recovered at any time, now and in the future. Such a recovery makes sense if, in retrospect, it is possible to disprove the arguments that led to their relegation.

The drift of the new poetics corresponds to two philosophical initiatives in the middle and late eighteenth century. At mid-century, Alexander Gottlieb Baumgarten invented aesthetics as a mode of experience and argument. This is not to claim that philosophy had, so far, overlooked or disregarded beauty. Some philosophers did. Those who treated it as a philosophical subject, discussed it at a general level appropriate to the higher mental powers, usually codified in terms of logics. Baumgarten, for his part, focused on the lower powers and developed a philosophy not of generality and abstractness but of particularity and concreteness. Introduced as something like a philosophy of sensuousness, his project is the philosophical equivalent of the rediscovery of poetry as an art of sensuous experience, feeling, and enthusiasm, as in Robert Lowth's con-

temporaneous poetics of the Hebrew Bible. For a period of intense poetic activity, from William Wordsworth to John Keats and Percy Bysshe Shelley, poetry was the »true voice of feeling«.

Baumgarten, it is true, did not receive much recognition outside the circle of professional philosophers. Kant was among the first of his colleagues to keep some of his works on the reading list for his own students and to develop some of his predecessor's ideas in his own work. Thus, he brought »die[...] Rezeptivität unserer Sinnlichkeit« into a difficult correlation with »den Gegenständen an sich«. Among his major contributions to philosophy, which had repercussions in many fields, including poetics and language theory, transcendental epistemology takes a special place. Accordingly, what we know is not the »thing as such«, but the »thing for us«. To know what an object of knowledge really is transcends the capability of knowing. In this sense, it is transcendental. In the twentieth century, Werner Heisenberg's »indeterminacy principle« is, arguably, a counterpart in physics. It postulates that the principles underlying a given experiment co-determine the findings.

A transcendental principle of a similar kind applies to languages. To take a leaf from Schleiermacher's poetics of translation: He insisted that not only our thinking but our very existence as thinking humans is the product of our native language. We can only think and speak what our language permits us to. The rest is transcendental, language-wise. On the other hand, Schleiermacher also subscribed to the obvious, namely that usage can bring about changes in a language. Indeed, translating has often been recommended as a way of forming and enriching a language. Evidently, literary translators will sometimes have to invent equivalents in order to make their language convey the meaning of the original, and for evoking images and feelings that are germane to the language of the original but not their own. There are »things for this particular language« and »things for that one«, with a certain range of overlap, a common core.

Given the state of research, the best way of exploring how translation poetics changed between the 1740s and 1830s is to study French, British, and German thought on this matter, first in national contexts and then comparatively. For these are the countries where translators were most active in explaining and justifying their practice or in speculating on what makes a translation correct and beautiful. There are, furthermore, a sizable number of studies on a national level, either for the period in question or more inclusive ones, yet with hardly more than a glance at what went on abroad. Every single one makes welcome contributions to my topic. But the different viewpoints and emphases, which can even result in differences of subject-matter, make it advisable to begin by studying these three national traditions separately. Thus, similarities emerge from national specifics, and a potential international network is likely to come into view. This is the proper material for the concluding international part of my

study. A brief complementary study, by Harald Kittel, of Giacomo Leopardi's comparative assessment of Italian, German, and French considered as languages for translating has been included.

Similarity and sameness come about in three different ways: independently, by direct borrowing, or indirectly, by way of mediating agents such as reviewers, literary journalists, private correspondents, and so forth. The documents available to me hardly show more than that there were certain similarities, and very rarely permit conclusions as to how they came about. Much spadework still needs to be done in magazines and archives before an integrative motivational history of translation poetics in Europe can be written. I trust that my map will make it unnecessary to start from scratch.

The documents under study have been selected from extant studies and collections of pertinent writings. On occasion, I went beyond what my predecessors thought worth including. A first version of this study, in English, »Main concepts of translating: Transformation during the Enlightenment and Romantic periods in France, Great Britain, and the German countries«, was published in the 2004 volume of the *International Encyclopedia of Translation Studies*. I am greatly obliged to the publisher, DeGruyter of Berlin, for permission to publish this new version, revised, enlarged, and brought up to date. I am enough of a realist not to expect it to be impeccable. I thank the staff of the Göttingen V & P unipress for their friendly assistance. And my most cordial thanks go to MPBE, as always. Pertinent opinions, necessary corrections, and well-argued criticism are welcome at mapfrank@t-online.de.

*

* *

La vérité historique [...] est ce que je constate me basant plutôt sur une interprétation herméneutique la plus adéquate possible d'un texte philosophique (passé ou présent) par le philosophe historique sans tenir compte du fait que (personnellement) je le considère systématiquement vrai ou non. D'après ce critère, ce que dit le philosophe historique ne peut jamais être faux – je ne peux que le savoir ou l'interpréter faussement.
(Helmut Seiffert)

Il est certain qu'au tournant du 18 au 19e siècle un changement profond s'est produit dans le domaine de la traduction littéraire. Le laps de temps décisif entre Alexander Fraser Tytler et Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher fait partie de la réorientation fondamentale de la vie spirituelle, en particulier dans le domaine de la philosophie, des écrits historiques, de la philologie, de la poétique et de la linguistique. On la ressent également dans la théologie, la philosophie de la

nature – chevauchant avec la théologie de la nature – et la poésie. La poétique et les sciences se ressemblent étonnamment. L'intérêt porté à l'immutabilité de vérités générales a diminué dans la mesure où l'idée du processus du changement perpétuel passa au centre de l'attention spirituelle. L'aspect sous lequel a été discutée la question de savoir si le changement décisif dans le domaine de la traduction peut valoir comme changement selon Copernic rappelle que l'influence d'Immanuel Kant, à savoir l'ancienne philosophie de l'être, peut être élargie voire remplacée par une philosophie de la conscience. Les critiques et traducteurs allemands ayant une formation philosophique comme Johann Gottfried Herder, August Wilhelm Schlegel et son frère cadet Friedrich se sont souvent inspirés de Kant en élaborant leurs poétiques et poétiques de traduction. Le succès remporté à l'étranger a permis de propager les idées de Kant.

Dans l'étude présente, le terme »Übersetzungsbegriff« appelé parfois »Übersetzungskonzeption« définit un spectre de possibilités de pensée qui s'étend de remarques passagères et déclarations brèves (»Übersetzungsauffassungen«) à des représentations soigneusement élaborées (»Übersetzungspoetik«). Comprendre l'art de la traduction du point de vue d'une poétique – j'approuve dans ce cas Willis Barnstone – est une chose très exigeante. Avec sa *Poetics of Translation* (1993) il voulait faire passer la traduction à de l'art. L'idée d'une poétique de la traduction présente différents avantages. Il est particulièrement important que se révèle un espace sémantique vraiment adapté à l'étude de traductions littéraires. On considère comme littérature les textes de Schleiermacher ne représentant pas un état de choses mais des œuvres dominées par des pensées, par l'imagination ou par les deux à la fois si bien que leur sens n'est compris qu'avec des mots ou est révélé grâce à eux. Une poétique ainsi comprise devrait également concerner les œuvres littéraires afin de pouvoir plus aisément éviter les erreurs résultant d'exigences différentes portées à des traductions de textes spécialisés et spécifiques. Barnstone se réfère à la transmission d'informations standardisées; il considèrerait que les enregistrements interhumains faisaient partie de documents scientifiques ou commerciaux.

Il est significatif que la poétique de traduction se rapproche de la poétique usuelle pour la poésie d'origine, non traduite. Ainsi sont mises en relief d'importantes idées se référant à la littérature dont ne tient guère compte ou pas du tout la théorie de traduction linguistique. Sous cet aspect, la traduction littéraire et sa poétique participent par exemple au déclin de la poétique classique exigeant d'être reconnue en tout temps et partout. Autrefois, la poétique servait à former des poètes prometteurs et de futurs traducteurs. La poétique de traduction avant l'époque de Kant pouvait, tout comme la poétique de la poésie d'origine, se référer à une tradition vieille de deux mille ans. Elle subsista comme matière d'enseignement et même aujourd'hui, elle trouve sa place à l'université.

A l'aide de la philosophie et en partie de la théologie, la nouvelle poétique et la

poétique de traduction introduisirent trois innovations importantes. En principe, une poétique dont les critères reposent sur les concepts de temps et d'espace de Kant ainsi que sur les prédispositions des peuples respectifs remplaça l'Universalisme. S'en suivit que dans la poétique, le génie national relégua au second plan »l'esprit de l'homme« et que l'intérêt pour des questions temporaires ainsi que la catégorie du changement firent naître l'histoire de la littérature et celle de la traduction.

Depuis l'Antiquité, la réalité était universellement valable. Il en est de même pour la compréhension et la pensée. On était convaincu que, bien que les langues soient différentes, elles expriment de la même façon ce qui leur est en général commun. Cela était entièrement valable pour les pays méditerranéens voisins comme la Grèce et Rome. La campagne d'Alexandre ayant pour but de créer un Empire oriental devant également inclure l'Inde et la naissance et l'expansion de l'Empire Romain n'apportèrent aucun changement. On ne s'intéressait pas vraiment à comprendre les lointaines tribus scythiques ou ces sauvages que l'on tentait d'écarter à l'aide du rempart d'Adrien au nord des lointaines îles britanniques. Le but était de les soumettre comme barbares et, le cas échéant, de les exclure à l'aide de points de défense frontaliers. Seuls les Germains au-delà du Limes furent un jour présentés par Tacite à la Rome décadente comme nobles sauvages de l'Antiquité et idéal de vertu. Dans les bases militaires et les colonies commerciales de l'époque moderne les indigènes n'avaient que le rôle d'homme de seconde classe, de Boys et non d'hommes. Dans les régions colonisées, on ne pouvait éviter de s'adapter au climat étranger et aux populations dont on réduisait ou usurpait l'espace vital. Pour les missionnaires, il était indispensable de comprendre les indigènes. Ils étaient les ethnologues et les linguistes »Do-it-yourself« de leur époque. Géographie, ethnologie et langues en général faisaient partie des tâches des explorateurs scientifiques.

Il était temps, au 18^e siècle, de se rendre compte et de reconnaître que le sol, le climat, la flore et la faune et même les hommes sont différents dans le monde entier. Il est certes juste qu'ont été créées deux grandes catégories: les peuples civilisés et les peuples primitifs. Il est néanmoins devenu évident que l'humanité n'est nulle part la même. Elle consiste en communautés ou sociétés se distinguant selon l'époque, l'espace et les prédispositions. Un ensemble de pommes, de poires, de bananes, et de kiwis? Non. Un tout structuré très différencié.

Chacune de ces communautés a été reconnue comme »génie de la nation«, »genius of a nation«, un »Volksgeist«. Cela a permis à un peuple de se présenter comme personne active perfectionnant son avenir linguistique, littéraire, moral et culturel.

L'idée d'un génie national pouvait facilement se réduire au nationalisme, à un nationalisme limité, hautain et querelleur. L'élaboration de l'idée nationale conçue par Herder dans les années 1780 alla toutefois dans une toute autre

direction. Il démontra qu'il était possible de considérer la nation comme un individu autonome et tout aussi important qu'un membre de réseaux internationaux. D'après Herder, ces alliances ne sont pas dues au hasard. Elles reposent sur l'estimation de la situation géographique respective, sur le niveau de développement historique, sur l'engagement et la performance des nations concernées. Il naît la notion d'une littérature mondiale considérablement plus riche que l'idée transmise d'une homogénéité mondiale *in litteris*. C'est l'idée d'une diversité naissante voire même d'une hétérogénéité. Si l'internationalité est une question d'uniformité et de diversité, l'idéal classique signifiait imposer l'uniformité. Herder, quant à lui, était partisan du développement et du maintien de la diversité. Cela ne devait pas dépendre du principe du hasard mais par contre tenir le plus possible compte de ce qu'une nation peut créer et réaliser sur la voie jalonnée par les drapeaux des autres nations. Mais ces dernières ne restent pas éternellement au même point.

Dans ce rapport de pensée et d'action naquit une innovation qui en réalité a ouvert une nouvelle dimension pour l'étude des littératures. Dans la mesure où la poétique traditionnelle a fixé des règles pour la poésie et la traduction, elle est prescriptive et orientée sur la production. Elle s'adressa à des poètes et traducteurs mais permit de reconnaître des critères pour l'art de la lecture. Dans la mesure où la nouvelle poétique s'adressa en grande partie à des lecteurs, elle est en premier lieu rétrospective et descriptive et ce dans le sens du contraire de l'ancienne orientation prescriptive. De cette façon, elle contribua essentiellement à la naissance de l'écriture de l'histoire de la littérature en tant que représentation du changement dans le domaine de l'imagination, du senti et de l'écrit. Il est vrai que l'écriture de l'histoire de la littérature progressive d'après laquelle les innovations ont rendu caduque l'ancienne a perdu sa force de persuasion au 20^e siècle. Au cours de la période où les rapports oraux étaient courants, elle était nettement supérieure aux chroniques traditionnelles qui ne mentionnaient guère plus que dates, faits et explications.

Dans l'étude présente, les changements littéraires et poétologiques ouvrent de nouvelles possibilités qui ne dévaluent certes pas les résultats précédents. Je rétorquerais à un historien affirmant cela que les poétiques existant comme écrit, impressions ou enregistrements et considérées comme désuètes sont encore valables. Elles sont conservées dans l'histoire et peuvent être en tout temps consultées tant qu'il en existe encore une seule copie. Une telle redécouverte est alors sensée dans la mesure où il est possible de réfuter tous les arguments ayant mené à son refus.

L'orientation fondamentale de la nouvelle poétique répond à deux initiatives philosophiques du milieu et de la fin du 18^e siècle. Alexander Gottlieb Baumgarten découvrit d'abord l'esthétique comme mode du vécu et de l'argumentation. Cela ne signifie pas que la philosophie ait auparavant négligé ou peu pris

en considération la beauté, ce qu'ont déjà fait quelques philosophes. D'autres se sont occupés tout naturellement de la beauté en tant qu'objet de la philosophie. Et, à l'époque, cela signifiait: sur le plan du fondamental et du général, comme le réclamaient les forces spirituelles supérieures, la faculté de penser et fut élaboré en général comme logique. Quant à Baumgarten, il se référa aux forces spirituelles inférieures et ébaucha non une philosophie du général et de l'abstrait mais du particulier et du concret. Son projet était soit une philosophie des sens et de leur représentation à savoir une parallèle philosophique servant à la redécouverte de la poésie en tant qu'art des sentiments ainsi décrits, des impressions sensorielles ainsi que de l'enthousiasme poétique. Cela était valable pour la Bible hébraïque dont Robert Lowth a développé de façon moderne la poétique. Pendant une période d'activité poétique très intense de William Wordsworth au moins jusqu'à John Keats et Percy Bysshe Shelley la poésie était »the true voice of feeling«.

Il est vrai que Baumgarten a trouvé peu d'accueil favorable en dehors de sa philosophie spécifique. Kant fut un des premiers à l'estimer. Quelques-unes des œuvres de Baumgarten figuraient sur la liste de lecture de ses étudiants et il se référait occasionnellement à son prédécesseur: »la chose en soi«. Sa contribution la plus importante à la philosophie qui fut reprise dans différents domaines dont la poétique et la théorie de la langue est l'enseignement de la reconnaissance transcendantale. Elle affirme essentiellement que nous ne pouvons ni comprendre ni reconnaître cette »chose en soi« mais seulement »la chose pour nous« car nous projetons dans l'acte de reconnaissance des formes de pensée et de conception. De cette façon, l'objet en tant que tel dépasse la capacité humaine de connaissance. Il le transcende. Il est dans ce sens transcendantal ce qui n'a rien à voir avec la transcendance. Au 20^e siècle, tels seraient les arguments, le principe de non-détermination de Werner Heisenberg trouve son pareil dans la physique. Il s'ensuit que les connaissances scientifiques sont déterminées par le dispositif expérimental respectif.

Il en est de même pour les langues et la parole. Pour s'inspirer de Schleiermacher: il partait du principe que non seulement notre pensée mais aussi notre existence est déterminée comme capable de penser par notre langue maternelle. Nous ne pouvons que penser et dire ce que notre langue maternelle nous a appris. Au niveau linguistique, tout le reste est transcendantal. Il concéda certes l'évident, à savoir que les locuteurs peuvent modifier leur langue. C'est ainsi que la formation de la langue a toujours été considérée comme une des performances de la traduction. Il est évident que, dans la traduction littéraire, il faut toujours faire face à la nécessité de trouver des équivalents pour la création de signification, de l'appel d'images et de contrôle des sentiments ce qui est caractéristique pour celle d'origine mais non pour celle du traducteur. Il existe

des »choses pour cette langue« et des »choses pour l'autre« ainsi que des points communs différemment importants ou structurés pour toute autre langue.

Dans l'état actuel de la recherche de la traduction, il est évident d'élaborer d'abord dans les contextes nationaux puis de façon comparative le changement tel qu'il s'est réalisé dans le domaine des conceptions de la traduction entre les années 1740 et 1830 en France, au Royaume Uni et dans les pays de langue allemande. Car c'est surtout là que naquirent les écrits les plus importants pour ce changement qui justifie la pratique du traducteur ou détermine ce qui est juste et beau pour une traduction. Il est vrai que sont à disposition de nombreuses études concernant les traditions nationales individuelles ainsi que pour la période concernée ou pour des périodes plus longues. Mais peu de personnes ont osé s'intéresser à ce qui se passait à l'étranger. Tous ces travaux m'ont permis d'avancer dans mes recherches. Ce travail évolue tout d'abord dans le cadre national respectif, certes dans la même perspective de connaissance. C'est ainsi que des ressemblances internationales peuvent découler du national et apparaître d'éventuels réseaux. C'est ainsi que naissent les bases de la partie internationale de l'étude présente.

Ressemblances et concordances se présentent sous trois aspects: indépendamment l'une de l'autre, par adoption directe ou indirecte, à l'aide d'intermédiaires comme par exemple de critiques ou autres journalistes littéraires ou correspondants. Les documents à ma disposition ne permettent guère de reconnaître qu'il y a des points communs. Seuls dans de très rares cas, il a été possible de justifier de façon plausible une adoption. Il faut encore un travail de base considérable dans les magazines et les archives avant qu'il ne soit possible d'élaborer une histoire intégrée des notions de traduction reconnaissant et intégrant les performances des auteurs si ce n'est que pendant la période en question. Peut-être ce travail contribuera-t-il à ne pas recommencer à zéro?

J'ai choisi les documents sur lesquels reposent cette recherche dans les collections et les études. Ce n'est qu'à certaines occasions que j'ai dépassé ce que mes prédécesseurs ont considéré comme digne d'être transmis et examiné. Une première édition en anglais a été publiée il y a dix ans sous le titre »Main concepts of translating: Transformations during the Enlightenment and Romantic periods in France, Great Britain and the German countries« dans le deuxième volume de *l'Encyclopédie internationale de la recherche sur la traduction*. Un éditeur se demande parfois si un article peut ne pas être publié ou s'il est important qu'il doive à tout prix être remplacé même si, pour respecter les délais, des imperfections ou même des erreurs sont inévitables. Je suis infiniment reconnaissant à la maison d'édition de Gruyter à Berlin qui a permis la publication de cette édition corrigée et actualisée. Je suis suffisamment réaliste pour ne pas attendre qu'elle soit parfaite. Je remercie également V & R unipress de Göttingen pour le soutien exemplaire de ce projet. Comme toujours, mes

remerciements les plus chaleureux à MPBE. Pour toute communication, veuillez vous adresser à mapfrank@t-online.de.

Französisch von Anne-Marie Zachariae

1 Einleitung

1 Fokus

Der Gegenstand dieser Studie besteht zuallererst aus den Vorstellungen vom guten und richtigen Übersetzen und in zweiter Linie von den Auffassungen vom kulturellen Wert von Übersetzungen, wie sie in Frankreich, im Vereinigten Königreich von Großbritannien und in den deutschsprachigen Ländern in der Hauptsache zwischen den 1740er und den 1830er Jahren erörtert, umkämpft und gepflegt worden sind. In dieser Zeitspanne des großen Umbruchs von, plakativ gesprochen, der Antikenorientierung in die Moderne fand auch eine fundamentale Neuorientierung der Übersetzungsbegriffe statt. Die Sattelzeit umfaßt etwas mehr als zwei Jahrzehnte um 1800. Alexander Tytlers aus der Fülle gegriffener rückblickender *Essay on the Principles of Translation* (1791) markiert deren Anfang. Ihr Enddatum ist jener zeitliche Zusammenfall von Ereignissen, der nicht auf menschliches Planen zurückgeht, aber dennoch historisch bedeutsam ist. Denn die dritte, erweiterte Ausgabe von Tytlers Werk erschien im selben Jahr, in dem auch das Leitdokument einer neuen Art, Übersetzung zu denken, veröffentlicht wurde: Friedrich Daniel Ernst Schleiermachers kulturprogrammatisher Akademievortrag »Ueber die Methoden des Uebersetzens« (1813).

Auf eine Epochenzuordnung verzichte ich ausdrücklich. Sie müßte so wichtige Periodenbegriffe wie Aufklärung und Romantik berücksichtigen und ihre jeweiligen nationalen Ausprägungen und Verläufe zueinander in Beziehung setzen. Eine Andeutung der dabei entstehenden Schwierigkeiten wird an Roy Porters Feststellung deutlich, seit 1720 seien in Großbritannien kaum noch radikale Stimmen laut geworden.

Certainly, the most radical theories of the late Enlightenment – notions of democracy, the rights of man, republicanism, atheism – did not spring from England, and indeed met a hostile reception there. But England was to remain the model of the practical success of a regime that had cast off most of the vestiges of feudal society without plunging into anarchy and chaos.¹

Als Grund führte Porter an, daß das Land mit John Locke, Arthur Ashley Cooper, Earl of Shaftesbury, Daniel Defoe und Bernard de Mandeville gewissermaßen seine Quote an Radikalismus schon am Anfang des 18. Jahrhunderts ausgeschöpft hatte. Die britische Aufklärung, so Porter, konnte sich deshalb getrost gegen die radikalstmöglichen Auswüchse in Frankreich wenden und pragmatisch vorgehen.

Ohne diese Angaben grundsätzlich in Frage zu stellen, ist an Autoren wie Thomas Paine und William Godwin zu denken. Paine, der zeitweilig in Frankreich und in den gerade unabhängig gewordenen Vereinigten Staaten lebte, setzte sich mit *Common Sense* noch 1776 für die Republik als Regierungsform ein, ergriff in *Rights of Man* (1791 – 1792) Partei für die Französische Revolution und verurteilte mit *The Age of Reason* (1794 – 1795) noch einmal vehement das Christentum. Und Godwins Interesse an der Französischen Revolution ließ ihn die *Inquiry Concerning Political Justice* (1791) schreiben, eine Verurteilung der Adelherrschaft und eine Befürwortung nicht der Demokratie, sondern der Anarchie. Der Grundsatz, daß diejenige Regierungsform die beste ist, die am wenigsten regiert, wird noch heute von vielen US-Amerikanern rückhaltlos vertreten.

So bestehen auch für die Aufklärung nationale Unterschiede, jedenfalls in der Form unterschiedlicher Gewichtungen, aber mit nicht immer klaren Umrissen. Aus kontinentaleuropäischer Sicht erscheinen die Unterschiede noch schärfer, vor allem weil sie oft unterschiedlich regional oder institutionell zugeordnet waren. In Frankreich herrschte eine absolute und absolutistische Aufklärung vor, die das meiste Vorausgegangene als finster und irrational verwarf und in einem Blutbad endete. In den deutschen Ländern bildeten beispielsweise der Hof des dem Gemeinwohl verpflichteten, gleichwohl Kriege führenden Preußenkönigs Friedrich II, auch genannt der Große (1712 – 86, König seit 1740), und die Königliche Akademie zu Berlin zusammen so etwas wie eine Exklave französischer Kultur. Daneben wirkte dort der in der Kaufmannschaft und im Bürgertum verankerte Zirkel um Friedrich Nicolai, mit Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn als führende Stimmen, denen sich etwas später Johann Gottfried Herder anschloß. Es war insbesondere Herder, der ähnlich wie Lessing in schroffer Abkehr von allem Französischen und unter Aufgreifen britischer Anregungen Aufklärung als einen allmählichen welthistorischen Vorgang begriff und beschrieb, der gewissermaßen mit der Vertreibung aus dem Paradiese einsetzte und in national bestimmten Sprüngen und Zacken zur Humanisierung – idealerweise der ganzen Menschheit – im Sinne des Erwerbs von Vernunft und Billigkeit führte.² »Vernunft« ist bei Herder deutlich mehr als Raison, als der rationale Verstand, und »Billigkeit« dürfte einen Gerechtigkeitssinn bezeichnen, der weniger auf positivem Recht beruht als umgekehrt auf das abhebt, was als »aequum« angesehen wird und deshalb als Grundlage des

positiven Rechts gelten kann. Wenn etwas recht und billig ist, stimmen juristische und ethische Kriterien überein.

Was nun die Übersetzung angeht, so ist eine Zäsur um 1800 schon von ihren Historikern – maßgeblich von Georges Mounin, Louis Kelly in *The True Interpreter*, Rolf Klopfer, Julio-César Santoyo und neuerdings von Josefine Kitzbichler («Paradigmenwechsel») – bemerkt worden.³ Eine besonders kompakte, aber nicht ganz unproblematische Pointierung verdanken wir George Steiner, der den Unterschied zwischen Tytlers und Schleiermachers Ansatz als Übergang von der ersten Epoche der grundlegenden Behauptungen übers Übersetzen und dem Aufweis technischer Merkmale zu derjenigen der Theorie und hermeneutischen Untersuchung beschrieb.⁴ Jene erste große Epoche ist Gegenstand von Frederick M. Reners umfassender systematischer Darlegung »*Interpretatio*«: *Language and Translation from Cicero to Tytler* (1989), auf die zurückzukommen sein wird.

Es ist angebracht, auch abweichende Meinungen zu bedenken. So beklagte Julie Candler Hayes in ihrer jüngsten, lesenswerten Studie *Translation, Subjectivity and Culture in France and England, 1600–1800* (2009), daß Steiner, Kelly und Reners die »longue durée« zu einem einzigen historischen Moment verkürzt oder in einen eng umschriebenen Themenbereich zusammengepreßt hätten. Die Folge sei eine Enthistorisierung der Geschichte gewesen. Hayes zweifelte ausdrücklich Steiners Erklärung an, daß der hermeneutische Diskurs über das Übersetzen erst mit Schleiermacher eingesetzt habe. Angesichts eines derart pointierten Widerspruchs ist es nötig, schon hier unter Vorgriff auf spätere Darlegungen darauf hinzuweisen, daß selbst zu einer kleinen Theorie des historischen Wendepunkts die Idee der »longue durée« und die Vorstellung einer »Sattelzeit« gehören. Sie ist eine Zeitspanne zu beiden Seiten des Wendepunkts, die als das Verklingen überlieferter und nun als nicht mehr gesichert erscheinender Ideen und das Anklingen von neuen Gedanken und Gefühlen bestimmbar ist. Sie ist eine auf den Wendepunkt fokussierte Auswahl zweiten Grades aus der Ideen- und Geistesgeschichte. Angesichts dieser Auffassung von historischem Geschehen, Sattelzeit und Wendepunkt als verschieden dicht strukturierte Teile im historischen Wandel dürfte Hayes' Vorwurf der Verkürzung seine Kraft verloren haben. Natürlich gab es Hermeneutik schon vor 1800. Als Hermeneutik des Wissens beruhte sie – nicht nur für religiöse Texte – auf Hans Blumenbergs zweitem Wirklichkeitsbegriff, wonach Wirklichkeit und insoweit auch Wahrheit von Gott garantiert sind. Sie war eine Stellenhermeneutik, die auf der Annahme beruht, man müsse nur dunkle Stellen erklären, sie hell machen – Stellen, die wegen auktorialer Fehler von vornherein unverständlich waren oder wegen Problemen mit der Überlieferung unverständlich geworden sind –, und das Verständnis des Ganzen werde sich von selbst einstellen. Doch in der Zeit nach Immanuel Kant wurde im Namen einer Herme-

neutik des Suchens die althergebrachte Vorstellung für veraltet erklärt. Unter einer historischen Perspektive trat freilich dieser zweite Begriff neben den ersten, so daß zwei Begriffe nebeneinander zu stehen kamen. Die Hermeneutik des Suchens beruht vor allem auf dem Grundsatz der unaufhebbar beschränkten menschlichen Erkenntnisfähigkeit und wurde durch die Annahme verstärkt, das Genie schaffe seine Werke nicht in Anlehnung an das, was vorliegt, sondern originär aus sich heraus und sei deshalb besonders verständnisresistent. In diesem Zusammenhang ist Larisa Cercels *Übersetzungshermeneutik* (2013) zu nennen.

Aus hermeneutischer Sicht erscheint es angebracht, sich der verschiedenen historischen Begründungen des Wirklichkeitsbegriffs zu vergewissern. Ich schließe mich Hans Blumenberg an, der vier Wirklichkeitsbegriffe unterschieden hat. In der Antike galt Realität als durch »*momentane Evidenz*« garantiert, als ein Begriff also, der »im Augenblick seiner Präsenz in seiner Überzeugungskraft unwidersprechlich da ist.«⁵ Für »das Mittelalter und die als sein Resultat ansetzende Neuzeit« ist der Begriff der »*garantierten Realität*« etwas ähnlich definitiv Gegebenes. Gott gilt als der »verantwortliche Bürge für die Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntnis«.

Als »dritte Form des Wirklichkeitsbegriffs« nahm Blumenberg die »*Realisierung eines in sich stimmigen Kontexts*« an. Danach gilt »*Realität als Resultat einer Realisierung*« als sukzessive sich konstituierende Verlässlichkeit« in einem Prozeß, der keine »endgültig und absolut zugestandene Konsistenz« kennt. Dieser Wirklichkeitsbegriff des Suchens in einem stets offen bleibenden Verlauf ist, so wird sich zeigen, auch die Grundlage des nach der Wende zum 19. Jahrhundert neu bestimmten Übersetzungsbegriffs. Auf der begrifflichen Ebene ging es allerdings nun nicht mehr um Garantie, sondern um Widerstand. Dementsprechend gilt der vierte Wirklichkeitsbegriff für Blumenberg als »*antithetisch*«. Realität ist demnach »*das dem Subjekt nicht Gefügige*«.

In diesem Rahmen können verschiedene Übersetzungsbegriffe ihren Platz finden. Der Berichtszeitraum steht, je später desto deutlicher, im Zeichen des entstehenden dritten Wirklichkeitsbegriffs. Er ist dort beispielhaft erkennbar, wo die gestaltete Ganzheit des zu übersetzenden Werks und der entstehenden Übersetzung in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit tritt. Als Teil dieser Neuorientierung wurde jede Nationalsprache als ein Medium angesehen, das nicht nur verschiedene Ausdrucksweisen, sondern auch unterschiedliche Sicht- und Denkweisen prägt. Diese neue Auffassung läßt sich als sprachphilosophische Form der Kantischen transzendentalen – nicht etwa transzendenten – Kritik bezeichnen, wonach die Erkenntnis von den Kategorien mitgeprägt ist, die der beobachtende Geist an den Erkenntnisakt heranträgt. Wer überzeugt davon ist, daß es, wie oben angedeutet, zwei Typen von Hermeneutik gibt – die nach-Kantische des Suchens und die der alten Dispensation, die eine Herme-

neutik des Findens ist –, hat die Möglichkeit einer übersetzungspoetologischen Zuordnung. Der Lektüre und Übersetzung von Dichtung – auf jeden Fall derjenigen der Geniezeit und der literarischen Moderne – angemessen ist die Hermeneutik des Suchens. Für Sach- und Fachtexte und deren Übersetzung bleibt die Hermeneutik des Findens maßgebend.

2 Zur Methode

Im Grunde genommen gilt für die wissenschaftliche Erkenntnis das Dilemma, daß jedes durch methodische Beobachtung und beobachtende Methodik bestimmte Faktum ganz für sich allein steht und einsteht, zugleich aber alle Fakten als Erkenntnisgegenstände einen großen Zusammenhang bilden. Ein jeder Fall ist ein besonderer, doch alle Fälle hängen zusammen. Nun gibt es verschiedene Arten und Grade sowohl von Besonderheit als auch von Zusammenhang. Und es ist fraglich, ob je ein eindeutiger und notwendiger Zusammenhang zwischen Übersetzungsbegriffen und der Übersetzungspraxis bestanden hat.

Zur Charakterisierung meiner Darstellungsweise ist der Unterschied zwischen Ideen- und Geistesgeschichte wesentlich. Ideengeschichte achtet im Sinne der Psychologie und der Erkenntnislehre John Lockes eher auf chronologische Abfolge als auf historische Bedeutung und zeichnet deshalb vorzugsweise lineare Genealogien einzelner Ideen nach. Geistesgeschichte hingegen konzentriert sich auf das, was als historische Grammatik der Ideen eines Zeitraums gelten kann. Die vorliegende Studie hat eine weitaus geringere Reichweite, folgt aber der geistesgeschichtlichen Orientierung. Ihr Gegenstand ist die Begrifflichkeit einer einzigen internationalen Praxis im Umbruch. Mit dem Konzept einer Grammatik verbunden ist übrigens auch die Annahme, daß historischer Wandel nicht nur dann eintritt, wenn alles anders wird. Selbst die Änderung eines – wichtigen – Details kann dem Ganzen, in das es eingepaßt ist, eine neue Gewichtung, Neigung oder Richtung geben.

In dieser Studie beruht die Darstellung auf der philologischen Methode, die Ezra Pound einmal das Verfahren des »luminous detail« genannt hat, allerdings in einem anderen Zusammenhang.⁶ Diskutiert werden jene kurzen Texte oder Textstellen, die ein helles Licht auf ihr Umfeld werfen, weil sie idealerweise zwei Bedingungen erfüllen oder ihnen zumindest nahekommen: Sie sind im Urteil des erfahrenen Philologen kennzeichnend für den größeren Zusammenhang, und sie umreißen das Problem oder die Lösung auf besonders einleuchtende Weise.

Die kompakteste Form, in welcher der kopernikanische Wandel der Übersetzungspoetiken vorstellbar wird, ist das Bild vom Kreuzungspunkt zweier Linien. Die absteigende steht für den allmählichen Abbau jener Auffassungen,

die in der Antike vor allem in der Sprachphilosophie des Aristoteles, in Horazens Poetik, in Ciceros Redekunst und in der Rhetorik Quintilians entstanden sind. Sie wurden überall in den Schulen auch über das 18. Jahrhundert hinaus gut in Schuß gehalten. Viel des Neuen läßt sich als Partikularisierung, also als Fokussierung auf Einzelheiten und als Differenzierung und Detaillierung überrkommener Verallgemeinerungen verstehen. Die ansteigende Linie steht für die Entstehung und Ausarbeitung neuer Begriffe vom Übersetzen und der Übersetzung. Keine der beiden Linien darf man als gerade und kontinuierlich denken. Im Sinne der Sattelzeit beginnen Neuerungen unter dem Dach der alten Ordnung, doch verstummen die alten Auffassungen nicht mit einem Schlag am Wendepunkt. Auch ist es einsichtig, daß genügend Platz für persönliche Ansichten vorhanden sein muß und daß die Gesamtheit der hier besprochenen Ideen und Zusammenhänge jeweils aus solchen persönlichen Ansichten hervorgegangen ist.

Neben der Kreuzung zweier Leitlinien läßt sich das historische Modell auch anhand dreier »Leitblöcke« ordnen: von der Supranationalität über die Nationalität (in Verbindung mit Internationalität) zur Transnationalität. »Supranationalität« steht für das, was seit Antike und Renaissance als Universalitätsanspruch für Poesie und Poetik bis weit ins 18. Jahrhundert hinein galt: Überall und jederzeit seien die Kunstregeln der Antike und später die Verstandesregeln des Rationalismus – im Sinne der »querelle des anciens et des modernes« – gültig und verpflichtend. Ich vermeide es, von Universalität zu sprechen, weil stets nur in einem Teil der jeweils bekannten Länder intensiv an diesen Dingen gearbeitet worden ist.

Im späteren 18. Jahrhundert entwickelte sich aus der ursprünglich französischen Idee des Nationalgenies in britisch-deutscher Zusammenarbeit die Ansicht, daß jede Nation Trägerin einer ihr eigentümlichen sprachlichen und literarischen Kultur sei. Herder war vor allem mit seinem »magnum opus«, *Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784–91), die treibende Kraft, freilich nicht in einem nationalistischen Sinn. Wie schon der Titel besagt, ging es ihm um die großen historischen Zusammenhänge in den Beziehungen der Völker, die ihre jeweils eigenen Leistungen in eine Weltkultur einbringen.

Die Neuheit dieses Denkens wird – fast möchte man sagen: blitzartig – durch die Tatsache deutlich, daß das Wort »international« laut *Oxford English Dictionary* erst 1780 in England auftauchte, zunächst in einem völkerrechtlichen Sinn. Frankreich folgte, so *Le Robert*, und verwendete den Terminus im juristischen und kommerziellen Verkehr zwischen Staaten. Aber auch für Literatur und Übersetzung gilt, daß die Nationen als Träger einer eigenen Kultur durch ihre Künstler, Kritiker, Übersetzer und Gelehrten und in Kenntnis oder Unkenntnis ihrer Nachbarn entweder gegeneinander oder miteinander – also international – handeln.

Das Wort »transnationality« muß gegenüber der Zeitangabe im *OED*-Eintrag (1921) auf den Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika in den Ersten Weltkrieg und zu Randolph Bourne rückdatiert werden.⁷ Ursprünglich diente es zur Bezeichnung des Ideals der gelungenen Assimilation in einem Einwanderungsland wie den USA. In einem neueren Sinn bezeichnet Transnationalität jene Handlungen und Vorgänge, die von vornherein mit Blick auf das Ausland ausgeführt werden. Es handelt sich wohl um einen präzisierten Wortsinn von Globalisierung.

Läßt sich auf diese Weise eine Resultante bestimmen? Auf jeden Fall gilt, daß nach der kopernikanischen Wende auf dem Gebiet der Übersetzungsbegriffe zumindest im Fall literarischer und im prononcierten Sinn des Wortes kultureller Werke das instrumentale Verhältnis von Sprache zu Gedanken so nicht aufrechterhalten werden kann. Dies zeigt sich besonders gut an der althergebrachten zentralen Metapher für übersetzerischen Transfer: dem Bild des Umkleidens.

Die Umkleidemetapher dürfte in dem ehrwürdigen dualistischen Übersetzungsbegriff deshalb so plausibel erscheinen, weil der Unterschied zwischen Körper (dem Inhalt, der beizubehalten ist) und Kleidung (der sprachlichen Form, die ausgetauscht werden kann und muß) so offensichtlich ist. Wenn die Kleidung abgelegt ist, bildet sie ein greifbares Bündel, und was zum Vorschein kommt, ist der ebenso greifbare Körper, dem nun eine neue Tracht angemessen werden kann.

Aber wie verhält es sich mit der Umkleidemetapher im Fall literarischer Werke? Was ist Gedichtkörper und was Gedichtkleidung? Kleidung hat, so dürfte man wohl sagen, mit dem Sprachlichen zu tun. Was bleibt aber übrig, wenn man das Sprachliche abzieht? Es müßte im Analogieschluß das rein Gedankliche sein. Aber sind Gedanken ohne Sprache überhaupt begreifbar und begreiflich? Ähnliches gilt, wenn man das Werk als akustisches Phänomen auffaßt. Auch da bleibt kein Rest, nachdem die Ausschläge des Oszillographen zum Stillstand gekommen sind. Das Ergebnis dieser Überlegungen kann wohl nur lauten, daß sowohl das, was den Gedichtkörper als auch das, was die Gedichtkleidung ausmacht, etwas mit Sprache zu tun haben muß. Aber eine apriorische Zuordnung erscheint unmöglich. Die Lösung, die am argumentativen und historischen Höhepunkt der Neuorientierung der Übersetzungsbegrifflichkeit gefunden worden ist, läuft darauf hinaus, daß an die Stelle des Körper-Kleidungs-Dualismus ein Monismus trat, demzufolge Gedanke ganz Ausdruck ist und Sprache nur als eins mit dem Gedanklichen gedacht werden kann.

Hier sei noch auf ein Problem der historischen Ausarbeitung hingewiesen: Ich gebe zu bedenken, daß das Umkleidebild von Anfang an unrichtig war. Aber da es oft und an prominenten Stellen verwendet worden ist, bleibt dem getreuen

Historiker nichts anderes übrig, als es selber beschreibend zu benutzen, ohne es sich zu eigen zu machen.

3 Auswahlkriterien

Um Übersetzungsbegriffe herauszuarbeiten, ist es wichtig, sich zunächst einiger Unterscheidungen zu vergewissern. Im folgenden detaillierten, aber keine Vollständigkeit beanspruchenden Überblick steht die Frage nach der Art des vorliegenden Dokuments an erster Stelle. Begriffe heben sich natürlicherweise in aller Regel dann besonders klar und trennscharf ab, wenn sie einen Platz in gut durchdachten und formulierten Argumenten haben. Schwierigkeiten können sich immer dann einstellen, wenn ein Schriftstück im alten Sinne rhetorisch ist, also darauf angelegt, die Leser zu überzeugen oder zu überreden, sich bestimmte Ansichten zu eigen zu machen oder sich auf bestimmte Weise handelnd zu engagieren. Hinzu kommt, daß in Übersetzervorreden manchmal ein Unterschied zwischen dem Gesagten und dem besteht, was der Fall ist. Denn es gibt oft gute Gründe, eher auf die jeweils herrschende Meinung zu schwören, als einzugestehen, in gewissen Hinsichten einen eigenen Weg eingeschlagen zu haben. Andererseits kann es sich lohnen, in literarisch und unter Umständen auch politisch unruhigen Zeiten kühn eine neue gedankliche Richtung zu weisen, selbst wenn die angefertigte Übersetzung ihr noch nicht oder nur zum Teil gefolgt sein sollte. Es kann auch sein, daß eine Übersetzervorrede die herrschenden Vorstellungen einfach stillschweigend voraussetzt und sich auf das Kleingedruckte beschränkt. In beiden Fällen entsteht leicht eine schiefe Auffassung der Sachlage. Eine Besonderheit sind die umfangreichen Rezensionen und Übersetzungskritiken zur Zeit der Regelpoetiken, vor allem während der Verstandeseпоche und – seltener – noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Damals verließen sich die Kunstrichter nicht selten darauf, daß die Leitidee ihrer Beurteilung aus dem Urteil selbst ersichtlich ist, um so mehr, wenn sie eine breite Übereinstimmung im Wertesystem als gegeben ansehen konnten. Eine andere Form impliziter Theorie liegt in den Übersetzungen selber vor. Anhand der Übersetzerentscheidungen im Text lassen sich nämlich die leitenden Prinzipien und damit indirekt die textgewordene Übersetzungspoetik aufdecken. Dieser Sachverhalt ist einmal kurz unter dem Kennwort »Übersetzerische Aufmerksamkeit« diskutiert worden.⁸

In einer zweiten wichtigen Hinsicht läßt sich zwischen Übersetzungsbegriffen unterscheiden, die die Herstellung einer Übersetzung leiten, und solchen, die dem Gebrauch vorliegender Übersetzungen gelten. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Rolle, die dem Übersetzer zugewiesen wird. Eine wesentliche Neufassung der Übersetzerleistung ergab sich im Berichtszeitraum, als im Zuge

des Geniekults Übersetzer nicht als Sprachtechniker, sondern – zumindest zeitweilig – wie Autoren selber als Genies aufgefaßt worden sind.⁹

Drittens spielt die Frage der Übersetzungseinheit eine wichtige Rolle. Die im Berichtszeitraum zunächst übernommenen Unterscheidung zwischen Wort und Sinn in einem Mikrokontext wurde auf Überlegungen zur Gestalt des ganzen Werks und seiner Übersetzung erweitert.¹⁰ Mit fast gleichem Recht kann die Frage gestellt werden, ob sich eine Übersetzungslösung auf das gesamte Œuvre eines Autors auswirkt. Jenseits der Autorenebene sind für den Berichtszeitraum auch Fragen nach der Wechselbeziehung zwischen Übersetzung und einer literarischen Gattung oder einer literarischen Schule gestellt worden.¹¹ Schleiermacher schließlich spekulierte sogar über die utopischen Folgen des Übersetzens ganzer Literaturen.

Ebenfalls von großer Bedeutung ist das jeweilige Sprachenpaar. Übersetzungsprobleme und -lösungen, die begrifflich reflektiert werden, unterscheiden sich oft danach, ob zwischen eng, weitläufig oder so gut wie gar nicht verwandten Sprachen, Literaturen und Kulturen übersetzt wird. Das gilt auch für Unterschiede zwischen Übersetzungen aus dem Lateinischen in romanische und in nichtromanische Sprachen. Ähnlich verhält es sich mit Übersetzungen aus entfernt alten Sprachstufen.

Ein besonderer Fall von übersetzerischer Fremdheit liegt vor, wenn zum ersten Mal aus einer fremden Sprache übersetzt wird, weil es dann keine unmittelbaren Anknüpfungspunkte für den übersetzerischen Transfer gibt. Nicht unerheblich ist es auch, aus welchem Bedeutungsfeld ein Übersetzungsbegriff entwickelt worden ist: aus Theologie etwa, aus Psychologie oder doch aus Sprachphilosophie? – wenn aus Sprachphilosophie: aus welchem Sprachbegriff? einem instrumentalen oder medialen? wenn aus einem Literaturbegriff: aus Literatur als einer edlen Beschäftigung? als Ausdruck des Nationalen? als Geniestreich? wenn aus einem Kulturbegriff: aus geistiger oder materieller Kultur?

Schließlich gilt es zu entscheiden, ob die Begriffe als geistige Akte, also konnotativ im logischen Sinn des Wortes dargelegt werden, oder denotativ, in ihrer Hinwendung zu bestimmten Übersetzungslösungen oder Übersetzungen. Die vorliegende Darstellung dient einem konnotativen Überblick über Begriffe, so wie sie in aller Regel in argumentierenden Texten zu finden sind. Die Textgrundlage ist auch wegen der Unerreichbarkeit französischer und britischer Originaldokumente zumeist aus vorliegenden Sammlungen zusammengetragen worden, geht aber auch ein wenig darüber hinaus.

4 Forschungsstand

Selbstverständlich liegt umfangreiche Literatur zum Gegenstandsbereich vor. Aber vergleichende Darstellungen fehlen. Doch die Übersetzungsbegriffe, die in der großen Umbruchzeit von Gewicht waren, entwickelten sich gerade in den literarischen Wechselbeziehungen zwischen Frankreich, dem Vereinigten Königreich und den deutschsprachigen Ländern. Wohl finden sich vergleichende Bemerkungen in zusammenfassenden Darstellungen, von denen einige zugleich Anthologien sind, und in Anthologien, die mit Begleittexten ausgestattet sein können. Aber zur Bestimmung von Art und Maß der internationalen Verflechtungen auf dem Gebiet der Übersetzungspoetiken genügen sie nicht. Es handelt sich vor allem um Schriften beziehungsweise Editionen von Georges Mounin (1967), George Steiner (1975, ²1992), Louis G. Kelly (1979), Frederick M. Rener (1989), Douglas Robinson (1991), Michel Ballard (1992), Rainer Schulte & John Biguenet (extrem selektiv für die Zeit nach Dryden, 1992), Miguel Ángel Vega (²1994), Valentín García Yebra (1994), Dámaso López García (1996), Douglas Robinson (1997, ²2002) und Daniel Weissbort & Astradur Eysteinnsson (2006).

Die nationalen Traditionen der Übersetzungspoetik sind in ihrer Gänze oder in einzelnen Epochen schon öfter Gegenstand von Untersuchungen gewesen, die ebenfalls zum Teil anthologischer Charakter haben. Die weitaus größte Aufmerksamkeit galt bisher Frankreich und den deutschsprachigen Ländern. Darstellungen der französischen Tradition oder eines ihrer Teile finden sich bei Mounin (1955, ²1994), Raymond Kelly (1957), Edmond Cary (1963), Rolf Kloepfer (1967), Roger Zuber (1968, ²1995), Paul A. Horguelin (mit Exkursen zu »Les précurseurs latins« und »L'Apport canadien«, 1981), Wilhelm Graeber (1990), Hans-Wolfgang Schneiders (mit eingestreuten Bemerkungen zu Italien, 1995), Ballard und Lieven D'hulst (1996), Anon. (mit einigen Beiträgen zur spanischen Tradition, 1997), und Ute Felicitas Wetzel (2002). Die deutsche Tradition oder Teile davon sind Gegenstand der Arbeiten von Walter Fränzel (1913), Gerhard Fuchs (1935), Winfried Sdun (1967), Thomas Huber (1968), Andreas Huyssen (1969), Anneliese Senger (1971), Hans Joachim Störig (Anthologie, 1973), André Lefevere (Anthologie in englischer Übersetzung, 1977), Antoine Berman (1984) und Josefine Kitzbichler und anderen (zwei Bände zur Antikenübersetzung seit 1800, 2009). Die einzige wenigstens zum Teil vergleichende Studie französischer und deutscher Übersetzungsbegriffe ist die auf Leserbilder achtende Dissertation von Iris Konopik (1997).

Lange Zeit die einzige nennenswerte Darstellung von Übersetzungsbegriffen in England war – unter Ausschluß von Beiträgen aus anderen Teilen Großbritanniens – T. R. Steiners Anthologie aus dem Jahr 1975 für die Zeitspanne von 1650 bis 1800, mit Angaben auch zu Beziehungen mit Frankreich. Eine leichte Erweiterung für das 18. Jahrhundert bot Louis Kelly mit »The Eighteenth Cen-